

Der Doppelmonarch



In Salzburg herrschte in diesem Jahr Ödnis. Dass es im Rest der Musikwelt langweilig zugegangen sei, kann man allerdings nicht behaupten. Große Dirigenten kommen und gehen. Drumherum gibt es viel Tamtam.

Doch, der Musikfestivalsommer war groß. Auch oder gerade weil Salzburg dieses Jahr so extrem schwächelte.

Seis drum, dafür war endlich mal Zeit für diverses anderes. Zum Beispiel gar nicht so weit weg von Grafenegg, das Kamptal hinauf, im Barockstift Altenburg. Der Blick mag sich hier gar nicht abwenden von Decken und Wänden, Kuppeln und Raumschalen, die phantasiervoll prunken, aber eigentlich demütig auf Gottes Werk lenken sollen. Unter dem kunstsinnigen Abt Placidus Much entstand die grandiose Barockausstattung der hoch über dem Waldviertel thronenden Klosteranlage. Hier, 90 Kilometer von Wien entfernt, schaute man in diesem versteckten Juwel in der prachtvollen Bibliothek auf einen blau gemalten Bühnenrahmen, der die andere Hälfte des lang gestreckten Saales verbarg: Bernd R. Bienert war wieder mit seinem Teatro Barocco zu Gast.

Foto: Palfy/PR



Nun schon zum vierten Mal ließ der ehemalige Zürcher Ballettdirektor in diesem so originalen wie originellen Ambiente frühklassizistische Stücke spielen. Werke, die zu klein oder zu speziell sind, um in normalen Theatern ihre Wirkung zu entfalten. Mini ist das Orchester, doch es reicht aus. Denn auch Anton Benda (1722–1795) beschränkte sich in seinen Melodramen oftmals nur auf unterstützende Akkorde zum gesprochenen Wort.

Hochpathetisch sind sie, so wie sein berühmtestes, die Finalszenen der „Medea“. Die Musik ist schlicht und direkt, gemahnt oft an Gluck. Das barocke Umfeld relativiert das – und die tänzerisch exakte, wortdeutliche Umsetzung durch Kira von Zierotin. Sie schwingt den Dolch und hebt die Arme zum Himmel, ist Verzweiflung, Wut, Weinen und Verfluchung. Eine Megäre in feinsten Robe. Hier ist nicht nur die akustische, sondern auch die optische Komponente der Aufführungspraxis der Entstehungszeit verpflichtet. Versucht wird, ihr durch akribische Recherche bei Gestik, Kostümen und Bühnenbild so nah wie möglich zu kommen. Das ist so fremd wie faszinierend.

Nach viel hohem Gefühl braucht es die komische Entladung: Die bringt witzig und spielerisch tänzelnd eine hübsche Intermezzo-Buffer: „Lo Speziale“ – „der Apotheker“ von Joseph Haydn, wo wieder mal ein reiches Mündel vor seinem alten, amourösen Vormund bei einem jungen Kerl Zuflucht sucht. Das ist so quirlich gespielt wie fein gesungen. Und macht Lust auf mehr.

Im barocken Ambiente des österreichischen Stifts Altenburg kommt Joseph Haydns komische Oper „Lo Speziale“ voll zur Geltung.



Eine seltene und deshalb um so kostbarere Gelegenheit: Ein Künstler, der im akustisch herrlichen, optisch nostalgisch noblen Aufnahmesaal des ehemaligen DDR-Rundfunks in der Berliner Nalepastraße über Tage ein Werk erprobt und eingespielt hat, stellt sich Freunden und Branchenbekannten im Live-Erlebnis als durchgespieltes Konzert. Das ist dann ein letztes Resümee, ein pausenloses, ununterbrochenes Endergebnis der verflossenen Zeit unter Live-Bedingungen. Gern werden daraus dann spannungsfördernde Takes für die Aufnahme verwendet. An diesem heiter-strahlenden Sonntagnachmittag geht man gern ins Saaldunkel, um Igor Levit mit den „Goldberg-Variationen“ zu hören, Auftakt, aber hier Schlussstein seines jüngsten, ambitionierten CD-Triptychons mit Variationen von Bach, Beethoven und Rzewski. Klar konturiert kommt das berühmte Thema. Levit sucht keine Extreme, er horcht aber alle Veränderungsmöglichkeiten dieses Materials aus, aufmerksam, akribisch, lustvoll. Er spielt gespannt und locker zugleich. Alles ist getan, jetzt kann er sich selbst überraschen. Und uns auch. Mit einer wachen, dabei leichten, fast philosophisch-zärtlichen Reflektion, die sich Bach keusch nähert, immer mehr an Fahrt gewinnt, sich souverän frei spielt, zu Entdeckungen bereit ist.



Wer bei der 235. Saisoneröffnung des Leipziger Gewandhausorchesters seine Antennen sensibilisiert hatte, der konnte es deutlich spüren. Alles wunderbar bei dem Eliteklangkörper, aber irgendwie schien die Stimmung zwischen Chefdirigenten und Musikern anders als sonst:

distanzierter, geschäftsmäßiger. Dabei gelang Riccardo Chailly und den Seinen aus dem Stand eine wundervoll dramatisch durchpulste Interpretation von „Tod und Verklärung“. Und auch das meistgespielte aller Klarinettenkonzerte musizierte man mit dem tänzerisch bewegten, im langsamen Satz anrührenden Martin Fröst wach und blitzsauber.

Strauss und Mozart, dieser feine, beziehungsreiche Zweiklang bestimmt die ersten neuen Arbeitswochen des Gewandhausorchesters und auch von Riccardo Chailly. Es ist die elfte Spielzeit des Italieners, und eigentlich sollte es noch bis 2020 weitergehen – aber jetzt ist schon im Sommer 2016 Schluss. Das wurde am gleichen Tag verkündet, an dem die aufstrebende Klassikwebseite „Bachtrack“ Chailly laut einer Umfrage unter internationalen Musikkritikern als „Dirigent des Jahres“ ausgerufen hatte und auch das Gewandhausorchester selbst auf Platz vier von zehn Klangkörpern im Bachtrack-Ranking gelandet war.

Eine schönere Bestätigung für die grandiose Gewandhausorchester-Arbeit kann es kaum geben. Chailly hat das Orchester auf vielen Tourneen noch einmal internationalisiert, er hat ihm einen geschmeidigeren, frischeren, aber immer noch, ja, wirklich: „deutschen“ Klang gegeben und gelassen. Er hat große sinfonische Zyklen erarbeitet, die Moderne nicht vernachlässigt, Bach regelmäßig zum zeitgemäßen Repertoireanliegen eines Traditionsorchesters werden lassen, wichtige Uraufführungen von Rihm oder Henze herausgebracht.

30 vielfach preisgekrönte CDs und DVDs sind in Chaillys sächsischen Jahren entstanden. Welches Orchester und welcher Dirigent könnten solches heutzutage sonst noch von sich behaupten? Aber trotz Eröffnungssause nach dem Konzert in allen Foyers sitzen Riccardo Chailly und seine Frau Gabriella hinterher in sehr kleinem Kreis bei ihrem Lieblingsitaliener. Man spürt es: Sie gehen bereits geistig auf Distanz zu Leipzig. Die Freude auf Kommendes überwiegt, 2016

Noch mehr Stress für Andris Nelsons: Eben erst hat er den Bostoner Vertrag verlängert und wird nun auch noch Chef in Leipzig.

Foto: Gert Mothes/Decca



der Start als Abbado-Nachfolger beim Lucerne Festival Orchestra, vor allem 2017 die offizielle Übernahme der Scala als Musikchef. Hier sind die Chaillys als eingefleischte Mailänder zu Hause und gleichzeitig am Ziel.



Ein paar Tage später, der Posten ist hinreichend attraktiv, und der Coup wurde von langer Hand vorbereitet, wird der 21. Gewandhauskapellmeister präsentiert. Leider Andris Nelsons. Nichts gegen den vielversprechenden Letten, aber müssen es mit 36 Jahren gleichzeitig zwei durch den Atlantik getrennte Klangkörperkaliber sein, die sich – allen Beteuerungen zum Trotz – in die Quere kommen werden?

Man wünschte Nelsons, der eben beim Boston Symphony Orchestra bis 2022 verlängert hat, eigentlich nicht noch mehr Arbeit, Langstreckenflüge und Terminstress, sondern ein wenig Konzentration. Denn Boston bedeutet auch das größte Klassik-Sommerfestival der USA in Tanglewood sowie regelmäßige



Foto: BSO

Mit dem Abgang von Riccardo Chailly geht eine Ära beim Gewandhausorchester zu Ende. Der Klangkörper hat ihm viel zu verdanken.

Festspieltourneen. Und nebenbei möchte er noch Opern dirigieren, gastieren und für die nächsten fünf Jahre auf dem Grünen Hügel den „Parsifal“ leiten. Muss dann auch noch Leipzig sein?

Zwischendurch hatte Nelsons hochkonzentriert, trotzdem freudvoll entspannt beim Berliner Musikfest am eigens mitgebrachten Pult des Boston Symphony Orchestra Gustav Mahlers sechste Sinfonie dirigiert. Es ist die vierte und letzte Aufführung des monumentalen Werkes während seiner ersten europäischen Festival-Tournee. Und es wird ein gutes Konzert. Nelsons hat alles im Griff, deswegen muss er weder an den Noten noch an den Musikern kleben. Und dieses wunderbar kultivierte Orchester spielt zupackend und sehr ausgeglichen. Nach dem heftigen Beginn wird Nelsons schnell entspannter, ist dabei akribisch den Klangwundern dieser Musik auf der Spur. Er betont die Solomomente, aber die sind als hell strahlende Klanginseln stets eingebunden in das oftmals heftig brodelnde Tutti mit seinen weit gespreizten akustischen Möglichkeiten sinfonischer Landschaftsgestaltung.

Nelsons ist ein großartiger Erzähler, im grotesken, aber nie grellen Scherzo ebenso wie im zart sich ausbreitenden Andante, dem ruhevollen Dur-Moment dieser oft störrischen a-Moll-Düsternis, und im langen Finale. Man folgt gespannt hörend, weil der Anführer einem den Pfad ebnet und genau weiß, wo er ankommen wird. Nach dem Konzert gefragt, was er am Mittwoch danach mache, sagt er: „Ausspannen zu Hause in Riga!“ Leider gelogen. Da war in Leipzig die Inthronisierung des neuen Doppelmonarchen.

Bleiben Sie im Rhythmus!
Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.